

Der Geist der Städte ist entstanden im Lauf der Zeiten. Einfache Bauwerke haben Ewigkeitswert bekommen in dem Maße, wie sie das Allgemeine symbolisieren; sie sind der eiserne Bestand einer Tradition, die mitbestimmend ist für die Bildung des Individuums. (Le Corbusier)

«Nie wieder würde ich das machen» – dieser Stoßseufzer vieler Häuslesbauer, der ihr Leid, aber auch ihren Stolz über das Vollbrachte ausdrückt, kommt mir nicht so leicht über die Lippen. Wer ein denkmalgeschütztes Haus erwirbt, um es umzubauen und zu bewohnen, der muß, so fürchte ich, eine gewisse Besessenheit haben, gerade weil oder obwohl er weiß, wie aussichtslos seine Besessenheit ist, mit diesem einen Vorhaben gleichsam stellvertretend Vergangenheit, Geschichte lebendig zu machen.

In der Urkunde über die Verleihung des Peter Haag-Preises 1981 heißt es unter anderem:
Das Haus Roßmarkt 9 in Isny gehört zu den wenigen Häusern, die den Stadtbrand von 1631 überstanden haben, und damit zu den ältesten Häusern der ehemals freien Reichsstadt. 1973 wurde sein Zustand als desolat bezeichnet. Gisela und Eberhard Rothermel haben das Haus erworben und so gründlich wie behutsam erneuert. – Die Gegenüberstellung der Zustände vor und nach der Wiederherstellung macht beides erkennbar: wie gründlich das Haus erneuert werden mußte – und wie behutsam die Eigentümer dabei vorgegangen sind. (Fotos: Eberhard Rothermel – links – und Christoph Morlok – rechts)

Wenn im folgenden deshalb hier und dort Zweifel anklingen, so drückt sich doch darin auch die Überzeugung aus, daß der Denkmalpfleger – der aus Profession wie der aus Neigung – bei seiner konkreten Arbeit immer nur ein Glied in einer unendlichen Kette flickt, die anderswo währenddessen schon wieder brüchig wird. Betroffenheit äußern und Anregungen weitergeben – mehr nicht will dieser persönliche Bericht über die Erfahrungen beim Umbau unseres Hauses in Isny.

Annäherungen

Begonnen hat es im Jahr 1973. Ich hatte eine Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbunds in Isny zum Thema «Stadtplanung» zu moderieren und



lernte dabei Hubert Krins kennen, der gerade im Tübinger Denkmalamt für die Betreuung des Kreises Ravensburg bestellt worden war. Dr. Krins machte mich bei einem Rundgang durch die Stadt auf deren Geschichte aufmerksam, und ich begann, meine Geburtsstadt, die ich in frühester Kindheit verlassen hatte und der ich seitdem nur bei beruflichen Gelegenheiten flüchtig begegnet war, wiederzuentdecken. Bei dem Spaziergang durch den ältesten Stadtbezirk beim Espantor lenkte der Denkmalpfleger meine Aufmerksamkeit auf ein graues, verwittertes Ungetüm von Haus: Darin befänden sich Wandmalereien und alte Holzdecken; möglicherweise handle es sich um ein ehemaliges Beginnhaus. Zu einer Besichtigung kam es nicht. Die Bewohner erwiesen sich in jeder Hinsicht als «verschlossen».

Offenbar erzielte die unbefriedigte Neugier anregende und nachhaltige Wirkung auf meine Phantasie. Fünf Jahre später, als ich wieder beruflich in Isny

zu tun hatte, forschte ich nach näheren und genaueren Informationen. Von Stadtarchivar Dr. Karl Friedrich Eisele erhielt ich über das Haus am Roßmarkt einige aufschlußreiche Hinweise: Es zähle zu den ältesten Wohngebäuden der Stadt, seine Erbauung werde auf den Schluß des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts angesetzt, in seinem Innern befänden sich Wandgemälde, die den hl. Georg und den hl. Christophorus darstellten. Das Haus sei jetzt im Besitz der Stadt. – Letztere Bemerkung weckte bei mir die Erinnerung, daß ich von Plänen der Stadtverwaltung gehört hatte, nach denen dieses Haus wegen seines trostlosen Zustands abgebrochen werden und an seiner Stelle ein Parkhaus errichtet werden sollte zur besseren Erschließung der nahegelegenen Fußgängerzone Espantorstraße.

Konnte, sollte man das verhindern? Es gelang mir erst jetzt, das Haus zu besuchen und gründlich zu durchstöbern. Der Stadtkämmerer, bewaffnet mit





Die Urkunde über die Verleihung des Peter Haag-Preises hebt weiter hervor, mit der Wiederherstellung dieses Hauses wurde – zumal in so unmittelbarer Nachbarschaft zur Fußgängerzone Espantorstraße – ein hervorragendes und bereits wirksames Beispiel für Stadterneuerung gegeben. Darüber hinaus wurden im Inneren zum Teil bekannte, zum Teil vergessene, zum Teil erst bei den Wiederherstellungsarbeiten an den Tag gekommene Bauteile wie Holzdecken und Wandmalereien gerettet und gesichert, die den historischen Rang dieses Baudenkmals mitbestimmen. Durch die Nutzbarmachung für Arztpraxis und Wohnung blieb dem geschichtsreichen Hause eine nur museale Bewahrung und Nutzung erspart.
(Fotos: Eberhard Rothermel – links – und Christoph Morlok – rechts)

etwa drei Dutzend großen Schlüsseln, ging vorneweg, der Denkmalpfleger und das frischgebackene Ehepaar Rothermel hinterher. Raum für Raum wurde erobert, ein Labyrinth von Korridoren und Treppen, Stiegen und Stufen durchwandert, gebückt unter engen Durchlässen traten wir abwechselnd in dunkle Zimmerchen und helle, fast saalartige Räume, vom Kellergewölbe stiegen wir bis hinauf zu den spinnwebenverhangenen Dachbodenverschlagen . . .

Wir hatten Feuer gefangen. In einem Brief an den Isnyer Bürgermeister erbot ich mich hochgemut, das Haus zu kaufen, für seine derzeitigen Bewohner (Obdachlose und sozial Schwache) eine neue Bleibe zu suchen, es dann nach allen Regeln der Denkmalpflege innerhalb kurzer Frist umzubauen und einer Nutzung zuzuführen, die unseren privaten Belangen sowie denen der interessierten Öffentlichkeit Rechnung tragen würde. Bürgermeister Benk signalisierte Wohlwollen, die Angelegenheit kam vor den Gemeinderat, fand dort Zustimmung; und bald ging

das Wunschobjekt gegen Zahlung einer angemessenen bescheidenen Summe in unseren Besitz über. Die Finanzierungsfragen überließ ich gern meiner energischen und nüchtern denkenden Frau, dafür umwarb und gewann ich den Isnyer Architekten Helmut Morlok, einen durch den Umbau des Rathauses in Isny in Sachen Denkmalpflege erfahrenen Mann, der sogleich ein Konzept entwarf, das unseren Vorstellungen ziemlich genau entsprach: Unser Haus sollte am Ende so aussehen wie vorher, nur eben mit einem frischen Anstrich versehen; genau so sollte das Innere erhalten bleiben, aber nach unseren Bedürfnissen wiederhergestellt werden. – Die Sache nahm ihren planvollen, aber – wie sich bald zeigen sollte – auch eigengesetzlichen Verlauf.

Entrümpelung

Winter im Allgäu: Die hügelige Landschaft wird vom Schnee zauberhaft verwandelt; in der engen Stadt nimmt sich das weniger romantisch aus, zer-



treter oder von Autoreifen durchwühlter Matsch auf den Straßen, gesäumt von aufgeschauelten Schneewällen. Unter solch widrigen Umständen sollte nach dem Willen des Architekten mit den Abbrucharbeiten am Roßmarkt begonnen werden. Baufirmen waren ja in jener Zeit (Ende 1978/Anfang 1979) langfristig mit Aufträgen eingedeckt, nur für die Wintermonate gab es beim einen oder anderen noch eine Lücke. Zu den Unbilden der Witterung kam die Skepsis der Handwerker: «Dieses alte Glump renovieren? Lieber gleich abreißen und neu bauen!» Ich erinnere mich, daß es mir manchmal peinlich war, jemanden zur Besprechung ins Haus zu bitten – der Architekt meinte sogar allen Ernstes, man müsse erst einmal den Kammerjäger vorausschicken. Die leichteren Aufräum- und Abbrucharbeiten im Innern machten meine Frau und ich mit tatkräftiger nachbarlicher Hilfe in eigener Regie.

«Entrümpelung» nennt man das ja – ein die Sache entwürdigender Begriff, der überdies mit fatalem Beigeschmack aus Vorkriegs- und Kriegszeiten behaftet ist: Mit jedem Gegenstand, der hinausbefördert wird, verliert das Haus ein Stück Authentizität. Ausgebrauchte Kohleöfen, rostige Wasserleitungen, defekte Stromkabel, von den ehemaligen Bewohnern zurückgelassene Möbel, morsche Dielen, zerbrochene Fenster, eine vor langer Zeit verlorene Münze . . . Geschichte kommt auf den Abfallhaufen. –

Einmal ging ich mit einem Bekannten durch die Räume des Hauses und suchte bei jeder Tür nervös und ungeduldig den passenden Schlüssel. Ich wurde beruhigt: Wenn alles fertig sei, hätte ich ja nur noch einen einzigen, einen Universalschlüssel. Genau das wollte ich nicht, und doch sollte es beinahe so kommen – manches scheint unabwendbar.

Mit Sentiment allein läßt sich auch Denkmalpflege nicht betreiben. Trotzdem räumte ich zunächst alles beiseite, was irgendwie danach aussah, als ob ich es im renovierten Haus wiederverwenden könnte: Alte Holzvertäferungen an den Wänden, Bretter von den Böden, Holzdecken, alte Türen mit verziertem Beschlag, Fenster mit handgezogenen Scheiben . . . bis hin zu einem morschen Kufenuntersatz für's Fahrrad, einer tönernen Schüssel oder einer Anzahl bauchiger Glasflaschen; immer getragen von dem Gedanken, damit den Geist des Hauses hinüberretten zu können, so wie er sich in seinen kleinen Details manifestiert, in den unscheinbaren aber doch zum harmonischen Ganzen gehörenden Versatzstücken seiner jahrhundertealten Geschichte.

Vierzehn Tage später: Das Haus ist ausgeräumt. Die Schätze sind an einem sicheren Ort geborgen, der Rest entweder auf der Müllhalde oder als fünf Meter hoher Stapel morschen Holzes auf dem städtischen Bauhof. Am Funkensonntag 1979 verhalten die Bretter vom Roßmarkt der Stadt zu einem der prächtigsten Funken des Allgäus. – Die ersten Handwerker sind an der Arbeit.

Archivalisches

Wer ein altes Haus erwirbt, um es umzubauen und zu bewohnen, der interessiert sich für dessen Geschichte. Im Fall des Hauses am Roßmarkt begann die Spurensuche am Gebäude selbst. *Solange fest steht Grat und Grund – stürzt brandend auch das Alte – Bleib fest, Bleib fest, du grauer Bund, Freiheit in der Welt – Wohl haben Herren den Bund erdacht – Doch Bauernblut gibt ihm die Macht:* So stand es, eher zu errahnen als zu lesen, auf einem gemalten Spruchband, das sich über die beiden vom Platz her einsehbaren Fassaden zog. Angebracht worden war es am Ende des letzten Jahrhunderts von Jakob Anton Biart. Nach ihm hat das Haus in den einschlägigen Kunst- und Denkmalführern auch seinen Namen: *Das Biartsche Haus*. Wer dieser BIART war, das wissen heute noch einige der Nachbarn am Roßmarkt: Ein Schweizer, Käser von Beruf, der mit 24 Jahren nach Isny kam, um in dem Haus sein Handwerk zu betreiben. Als stolzer Eidgenosse, der er offenbar war, brachte er nicht nur den Spruch an der Fassade an, sondern bemalte auch gleich noch sämtliche Klappläden mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund – seinem Landeswappen. Außer dieser ebenso ungewöhnlichen wie originellen Renovierungsarbeit gibt es anscheinend nichts über den Mann zu berichten. Er hat übrigens auch nur ein paar Jahre in dem Haus gewohnt, genug jedoch, um ihm bleibend seinen Namen zu geben.

Die weitere Spurensuche führte dann ins Stadtarchiv. Hier ist ein Glücksfall für die bei uns eher vernachlässigte Hausforschung zu verzeichnen: Dr. Karl Friedrich Eisele und seine Mitarbeiterin Margarete Stützle sind schon seit Jahren dabei, Gebäude für Gebäude aus Vergangenheit und Gegenwart der ehemaligen freien Reichsstadt zu katalogisieren. So saß ich denn in jeder freien Minute, während hundert Meter weiter im Innern des kalten Hauses Erdreich mühsam herausgeschaufelt, Wände abgebrochen und Fundamente unterfangen wurden, mit glühenden Ohren vor dickleibigen Ratsprotokollen, Contract-, Grund- und Feuerversicherungsbüchern und übte mich, unterstützt von den Fachleuten, in der Kunst des Entzifferns alter Handschriften. Aus diesen Dokumenten wollte ich eine lückenlose Geschichte des Hauses von der Zeit seiner Erbauung an herauspressen; allein mein amateurhafter Übermut wurde nach und nach gedämpft, am Ende meiner Suche nach der Vergangenheit hatte ich nicht viel mehr als folgende Hinweise in der Hand:

- 1620: Der Stadt Behausung, darin der doctor medicinae ist
- 1640: eines ehrsamten Rats Behausung
- 1670: Predigerhaus, so derzeit Herr Prediger Abel Rentz bewohnt
- 1723: Deutsche Knabenschul
- 1761: dem Hans Jakob Steube, Metzger, verkauft
- 1782: Johann Michael Heinzelmann, Weißgerber
- 1793: Lucas Schmid, Blätterbesetzer
- 1831: Ignaz Hermann, Wachszieher
- 1833: Generos Mayer, Spritzenmacher
- 1839: Josef Anton Hug, Rotgießer
- 1879: Jakob Hiestand, Tagelöhner
- 1883: Gebrüder Mennel, Käsefabrikanten
- 1888: Jakob Anton Biart, Käser

Ein nicht üppiges Faktengerüst, aber doch genug, um weiterzuforschen. Da ist die erste Jahreszahl: 1620. Weiter zurück gehen die Contract-Bücher in Isny nicht. Dieser *doctor medicinae* – gab es damals, zu Beginn des 30jährigen Kriegs, mehr als einen Arzt in der Stadt? In der Spechtschen Chronik von 1750 wird ein Arzt genannt in der Liste jener Bürger, deren Häuser der verheerende Stadtbrand von 1631 verschont hat. Dagegen schreibt der Leutkircher Chronist Furtenbach: *Es ist sich meistens zu verwundern, daß der Höchste den dreien Herren Evangelischen Predigern, den dreien Herren Bürgermeistern und Herrn Stadt-Amann ihrer Behausungen und etwan 48 meistens gar schlechte und mit Landern gedeckte Häuser vor einem solchen erschrocklichen Feuer so gnädig erhalten.* Von einem *doctor* ist nicht die Rede.



Barocke Rankenmalerei; unmittelbar rechts daneben – kaum zu erahnen – Reste figürlicher Darstellungen.
(Foto: Eberhard Rothermel)

Wiederum im Isnyer Contract-Buch wird 1640 ein *ehrsamer Rat* als Bewohner festgehalten, eine Generation später der protestantische Pfarrer Rentz . . . Wie dem auch sei, das Haus beherbergte offenbar keine Handelsherren, es läßt sich nicht in die Gruppe der Isnyer Patrizierhäuser einordnen, von denen die Stadt ja heute noch eine ganze Reihe aufzuweisen hat und die auch in Gestalt und Funktion schon des öfteren beschrieben worden sind. Unser Haus hat sein heutiges Aussehen wohl erst später erhalten. Der ursprüngliche Bau – darauf weist auch der architektonische Befund – dürfte der heutige südöstliche Teil gewesen sein, ein schmales, zum Teil bis unter das Dach massives wohnturmähnliches Steinhaus, das im ersten Drittel des 18.

Jahrhunderts für die neue Nutzung als Schulhaus und Lehrerwohnung zum heutigen Roßmarkt hin erweitert wurde. Wiederum eine Generation später geht das Stadthaus dann in private Hände über und erlebte nun eine bunte Reihe rasch wechselnder Bewohner: Metzger, Weißgerber, Blätterbesetzer (d. i. Pflasterer), Wachszieher, Rotgießer und schließlich Käser – sie alle bauen das Haus ständig nach ihren Bedürfnissen um, setzen Gerberfässer ein, vergrößern die Feuerstelle im Innern ohne Rücksicht auf tragende Holzbalken, installieren Rührmaschinen und Eiskeller und brechen alles wieder ab, immer unter Hinterlassung von Spuren, an denen man mit einiger Phantasie Lebens- und Arbeitsweise der Bewohner ablesen kann.

Chronologie des Hauses und seiner Bewohner – ich habe immer noch die Hoffnung, daß hieran gleichsam wie in einem Brennspiegel die schon oft geschilderte, aber lückenhafte Geschichte – vor allem die Sozialgeschichte – der Stadt Isny exemplarisch veranschaulicht werden kann.

Renovation

Der Umbau machte Fortschritte. Das Dach war weg, die Zwischenwände, die Böden – ein trauriger Anblick. Aber immer noch hatte das Haus sein unverwechselbares Gepräge nicht verloren. Die Frage war nun: Wie kann im Detail renoviert werden, so, daß diese Erneuerung über die bloß optische Wiederherstellung hinaus auch den «Geist» des Hauses lebendig erhält? Aus dem Archivstudium hatte ich eine für mich beruhigende Schlußfolgerung gezogen: Wie auch immer das Haus im einzelnen bewohnt und benutzt worden war – die Geschichte des Hauses ist wesentlich auch die Geschichte seines Umbaus, seiner wiederholten Veränderungen und Anpassungen. Insofern befand ich mich in einer guten Tradition. Heute umbauen heißt zunächst einmal, mit einer schier übermächtigen Schar ganz unterschiedlicher, oft gegensätzlicher Interessenvertreter sich auseinanderzusetzen. Der Architekt will, bei aller noblen Verpflichtung dem Denkmalschutz gegenüber, dem Ganzen seinen ästhetischen Stempel aufdrücken. Der Denkmalpfleger will, daß möglichst alles so bleibt wie es ist, bei jedem Zugriff wittert er Zerstörung. Der Mann von der Stadtverwaltung will mitsprechen, er braucht vielleicht ein Stück Grund zur Erweiterung seines Gehwegs. Der Finanzbeamte fragt, ob die Wohnungen auch in sich abgeschlossen sind und ob die zulässige Wohnfläche nicht überschritten wird. Der Geldgeber redet vom «Verkehrswert» und zieht bei der Hypothekenberechnung gleich mal einiges ab, weil ein Denkmal sich im Fall der Fälle eben schlecht verkaufen lasse. Dem Maurer ist eine Wand zu brüchig, dem Gipser wiederum zu bucklig, dem Zimmermann ist das Dach zu schiefwinklig, die Nachbarn schimpfen über Lärm und Dreck, der rastlose Bauleiter bekommt eine Dauererkältung – kurz: Das ganze Vorhaben stellte sich schlicht als eine Zumutung für alle Betroffenen dar. Außer für uns «Bauherren» – Welch eine übertreibende Bezeichnung! Denn: hier Herr der Lage zu bleiben, war mitunter nicht mehr als ein Wunschgedanke. Da half nur, trotz allem unbeirrbar am Renovierungskonzept festzuhalten.

Über die unumgänglichen Maßnahmen gab es keine Diskussion:

Ein neues, besser isoliertes Dach mußte auf das Haus. Das zog Massivdecken im Innern nach sich, die mit Stahllankern die stärker belasteten Außenmauern festhalten. Durch diese aufwendigen statischen Sicherungen waren wir aber auch wiederum frei in der Gestaltung der Innenräume. Und die, so hatten wir festgelegt, sollte sich möglichst genau an den ursprünglichen Zustand halten: Auch heute noch ist die Anordnung und die Größe der einzelnen Räume ebenso wie die der Fenster und Türen so wie vor dem Umbau. Beim Richtfest im Sommer 1979 zeichnete sich schon deutlich die neue – besser: die erneuerte – Gestalt des Hauses ab. Jetzt kam es zum endgültigen Stimmungsumschwung bei den Beteiligten. Jeder hatte anschaulich vor Augen, daß das alte Gebäude doch nicht so ein hoffnungslos «altes Glump» war wie es zunächst den Anschein gehabt hatte. Es lohnte sich weiterzumachen, es machte sogar Spaß. Eine Art Bauhütten-Atmosphäre breitete sich aus: Gegenseitiges Überzeugen statt stures Beharren und Tatsachensetzen, Voneinander-Lernen statt der sonst üblichen Taktik des mehr oder weniger sanften Übers-Ohr-Hauens. Erfolgreich (und mit oft wechselnden Verbündeten!) wurde so etwa ein zäher Kampf geführt – gegen rechte Winkel und für Beibehaltung der schiefen Ecken und Nischen im Haus, gegen Einebnung der abwechslungsreich gliedernden Geschoßebenen und für maßstabgerechte Gestaltung; des weiteren dann auch gegen Teppichböden und für unglasierte Fliesen- und unversiegelte Bretterböden, gegen Vorhangschienen und für einfache eiserne Stangen, gegen luxuriöse sanitäre Einrichtungen und für schlichte, aber um so funktionsfähigere Gebrauchsgegenstände. Jener neue Zweig der Bauindustrie, der damals schon und heute noch weit mehr den Markt überschwemmt mit «rustikalen» Versatzstücken aus der Abteilung «Altbausanierung», sollte in uns keine Abnehmer finden.

Im Juni 1980 schließlich, anderthalb Jahre nach Baubeginn, ging dieser gemeinsame Ritt über den Bodensee ohne größere Einbrüche glücklich zu Ende.

Kunsthistorisches

Ein Haus, das ein paar hundert Jahre auf dem Buckel hat, von dem man die Namen einiger Bewohner kennt und die amtlichen Notierungen einiger Umbaumaßnahmen – das ist noch lange kein «Denkmal». Leider. «Überzogen» wird heute gern jede Aktivität der Denkmalschützer genannt, die sich nicht nur auf die Präsentations- und Repräsentationsobjekte, sondern auch auf die unscheinbaren Zeugnisse unserer Vergangenheit richtet. Ich bin froh,

daß unser Haus als Denkmal eingestuft worden ist (so blieb es erhalten), wenn ich auch meine Zweifel habe, ob dies aus den richtigen Gründen heraus geschehen ist.

Der wissenschaftliche Restaurator Dr. Hans-Dieter Ingenhoff hat im Jahr 1973 im Auftrag des Landesdenkmalamts das Gebäude gründlich untersucht und ist zu folgendem Ergebnis gekommen: Im 1. Obergeschoß ist eine spätgotische Holzdecke, als Tonne ausgebildet, erhalten geblieben. Sie ist mit vier halbkreisförmig profilierten Langhölzern versehen, die sich gegen die Mitte und die Enden quadratisch verbreitern. Als «gotische Täferstube» und «Kapelle» hat das Zimmer Eingang in die Heimatliteratur gefunden. Diese Decke dürfte dem späten 15. Jahrhundert angehören, während das Haus selbst früher erbaut sein kann, möglicherweise zu Beginn

des 15. Jahrhunderts. Im Erdgeschoß des Hauses befinden sich in einem einfachen rechteckigen Raum mit Flachdecke zwischen zwei übereck liegenden Fenstern Wandmalereien, die schon früher als Christophorus und Georg gedeutet wurden. An den übrigen Wänden traten Rankenwerkmalereien mit Früchten zutage. Es sind Seccomalereien auf Kalkputz. Durch eine spätere Teilung des Raums haben die Malereien z. T. stark gelitten. Der eine Teil des Raums zeigt unter Tapeten und vielfachen Kalkschichten relativ gut erhaltenen Bestand, während der andere an der Oberfläche der Malereien starke Schwärzungen aufweist. Was die Datierung der Teilaufdeckung betrifft, so sind die Malereien etwa um 1460–80 anzusetzen. In diesem Zusammenhang ist die ursprüngliche Verwendung des Hauses interessant. Die Darstellung der Heiligen und die über große Flächen hinweggehende ornamentale Malerei gibt

Nach der Renovierung: Ornamentale Wandmalerei, wohl aus der Entstehungszeit des Hauses. (Foto: Gregor Mahn)



zu der Vermutung Anlaß, daß es sich hierbei um die in jener Zeit mehrfach anzutreffenden Beginenhäuser handelt. Das Haus am Roßmarkt dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach ein solches Beginenhaus gewesen sein. Aus diesem Grund ist das Bauwerk – trotz seines desolaten Zustands – für die Geschichte der Stadt von besonderer Bedeutung. Ein Beginenhaus in Isny? Ich habe trotz ausgiebigen Nachforschens mit Hilfe des Archivars Dr. Eisele keinen Hinweis finden können, der diese These erhärtet hätte. Es gibt auch spätgotische holzgeschnitzte Decken und Wandmalereien in profanen Häusern, wenn auch nicht, oder nicht mehr, in der näheren Umgebung von Isny. Deutung der Wandmalereien als die Heiligen Christophorus und Georg? Als ich das Haus zum ersten Mal eingehend besichtigen konnte, waren diese Malereien schon so ruinös, daß eine Bestätigung nicht mehr möglich war. Wir ließen gleichwohl auch die übrigen Wände in diesem Raum freilegen (wie wir natürlich auch darauf achteten, ob beim Putzabschlagen in den anderen Räumen nicht weitere künstlerische Zeugnisse zutage träten), um ein Gesamtbild zu gewinnen. Im wesentlichen wurden dabei die allgemeinen Untersuchungsergebnisse von Dr. Ingenhoff bestätigt: Neben den schon genannten figürlichen Maleereien gab es im gleichen Raum an einer Wand noch zwei weit ausladende rote Ranken und auf einer anderen zierliches, schwarz-rot-grün-orange gehaltenes ornamentales Rankenwerk.

Was tun mit dieser bedeutenden, aber ruinösen Pracht? Jeder kunstsinnige Restaurator hätte seine Freude daran gehabt, uns einen Heiligen an die Wand zu malen – Vorbilder dafür gibt es genug. Auch die stilistisch unterschiedlichen Rankenmotive hätten wieder zu neuem Glanz gebracht werden können. Aber eben dieses wollten wir nicht. Wir entschieden uns, im Einvernehmen mit dem Denkmalamt, das noch ein weiteres Gutachten dafür hatte erstellen lassen, zu einer anderen Lösung: Wir ließen die figürlichen Rudimente und die ebenfalls stark beschädigten großen Ranken wieder von Hand unter Putz legen – gesichert für die Nachkommen, die vielleicht eine andere Auffassung von Denkmalpflege haben. Einzig die vierfarbigen Rankenmalereien, die sich über eine Wandhälfte hinziehen und die nur geringfügig durch eine offensichtlich später versetzte Tür beschädigt sind, ließen wir frei (frei aber auch von Ausbesserungen und Konservierungen); sie können nun, in dem wiederhergerichteten und neu genutzten Raum, um so besser ihre Wirkung entfalten.

Ich bin übrigens nicht traurig, daß der Nachweis der Denkmalwürdigkeit unseres Hauses auf etwas unsicherem Boden steht, soweit er sich allein auf die

Vermutung stützt, es handle sich um ein Beginenhaus. Dafür birgt es genügend andere Elemente, die seinen wenn auch bescheidenen Rang begründen. Vor allem aber ist es, so meine ich, die Summe all dieser alten Elemente, ihr harmonischer Zusammenklang mit dem Neuen, worin sich heute der ästhetische Reiz ausdrückt. Das Alte wird nicht herausgeputzt, nicht geschminkt und bewahrt so seine Würde – dies wollten wir erreichen.

Leben in einem alten Haus

Anderthalb Jahre bewohnen wir nun unser Haus. Wir: Familie mit zwei Kindern und Haushaltshilfe auf 150 Quadratmetern im Obergeschoß, im Erdgeschoß noch einmal die gleiche Fläche, die meine Frau als Arztpraxis nutzt. Das luxuriöse Raumangebot muß erstiegen und erlaufen werden. Wenn das Telefon klingelt, werden Marathonleistungen erfordert. Mancher Putzlappen hat sich schon aufgescheuert an den rohen Fliesen. Es knarrt manchmal, wenn man über den Bretterboden läuft. An der leicht buckligen Außenwand setzt Schmutz vom herab rinnenden Regen an. Mehr bringe ich nicht auf die Minusliste unseres Hauses. Die obligatorischen Fragen nach Wärmedämmung und Pflegeleichtigkeit muß ich positiv beantworten. Es gibt jetzt noch viel zu tun in diesem Haus und das wird auch so bleiben. Was nur herumsteht und nicht unserer Freude und dem Gebrauch dient, muß verschwinden, weil es unnötige Arbeit macht. Auf die Inneneinrichtung haben wir noch keine ausschweifenden Gedanken lenken können, sie soll mit unseren Bedürfnissen und Wünschen wachsen. «Die Zinsen sind hoch» . . . wir singen das Klagelied aller Häuslesbauer. Aber wir waren uns von Anfang an klar darüber, daß dieses aufwendige Projekt so etwas wie eine Lebensaufgabe ist. Eine, die uns nicht auffrißt, die uns aber bindet. Sie bindet uns an Geschichte, sie weist uns gleichwohl nach vorne.

Auch das sollte abschließend noch gesagt werden: Die Wiederherstellung des Hauses am Roßmarkt hat bei den Anliegern nachahmende Wirkung gehabt. Aus einem altehrwürdigen, aber vernachlässigten Stadtviertel ist mittlerweile ein Blickfang geworden – im Verein mit der unmittelbar benachbarten Fußgängerzone ein harmonisches Ensemble auch ohne übergreifenden Ensembleschutz. Wenn es so weitergeht, könnte das Allgäustädtchen Isny gerade in seiner eher strengen und schlichten Schönheit ein gleichwertiger Gegenpol zur bunten und barocken Nachbarstadt Wangen werden. Aber abgesehen davon: Es gibt überall noch Häuser, die aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt werden wollen –.